

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt



Nr. 93

19. November 1929

4. Jahrgang

Schwarze Rosen
ROMAN VON FRED NELIUS

VERLEGERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

16 Fortsetzung.)

Konnte man bequemer den beseitigen, dessen Spürsinn zu lästig wurde?

Waltherspiel sah in das Leere.
Neben an Grün der Palmen glühten ein paar Lampen.
Aus der Ferne kam ein leises Murren. Vermutlich sprach
der Diener mit dem Mädchen irgendwo in einem Zimmer.
Sonderbar, wie rhythmisch alle Töne wurden in dem Pathos,
das die Ferne löste. Zwei Menschen sprachen irgendwo —
ein Mann und eine Frau — und es klang, als ob Musik er-
töne.

Sekundenlang — gequält schloß Waltherspiel die Augen.
Erika Labuhn —
Durfte — mußte man jetzt endlich eine Antwort heißen?
Er lachte auf. Von dem Leben miteinander — Von der
Liebe — Von dem Glück —

Alles das war wie ein Traum — wie ein Märchen — hörter
Traum. Und das andere auch. Wie ein Alp — ein
Nachtmar. Wachte er? Er schlug die Fingernägel in die
blasser Haut. Er sah, von einem Blitz durchdrungen, in klare reine
Mädchenzüge. Seine Seele war Gebet. Seine Sinne sprachen:
„Du — komm. Einmal gib mir deine Lippen! Dein
Mund — ich möchte auf den Knien vor dir liegen —
möchte deinen Rocksaum — deine weißen Hände küssen. Oh —
— — —“

Die Falken an dem Kestim schlugen auseinander.
Ein Schatten glitt ins Zimmer.
Leises und diskretes Räuspern.
Waltherspiel hob langsam seinen Kopf. Er sah sich um.
Vor ihm stand Polensky. Polensky machte eine unnatürlich
glatte Reverenz. Polensky sagte:
„Durchlaucht Prinz Dietrichstein . . . Herr Oberamtmann
Ringenhals — — —“

17.
Nun war die Grummeternte — deren erster Schnitt.
Alle Hände schafften in den Wiesen. Dengeln klangen.
Und die Mäde wendeten und harkten. Die Schieber wuch-

Und als sie starben . . .

Von Jo Hanns Köster.

In Paris erzählt man sich, daß Tristan Bernard vor
einer Zeit mit mißmutiger Miene wochenlang durch die
Straßen lief. „Warum?“ fragte man ihn.

„Ich denke daran“, grübelte Tristan Bernard finstern
weiter, „daß doch auch ich einmal sterben muß, und mir fällt
und fällt nicht ein, was ich als letzte Worte sagen soll.“

Diese Anekdote erinnert uns an das Sterben großer
Männer und an ihre letzten Worte. Eigenartigerweise sind
fast nur Goethes Worte „Licht, mehr Licht!“ und Caesars
„Auch Du, mein Brutus?“ im Volksbewußtsein erhalten ge-
blieben, während Napoleons „Vive de l'armee!“, Haydns
„Gott erhalte den Kaiser!“ und Byrons „Laßt uns schlafen.“
längst der Vergessenheit anheimgefallen. Das Sterbewort Vol-
taires „Laßt uns jetzt erst werden!“ ist nicht verbüßet,
hingegen der letzte Wunsch des Seehelden Nelson, der im
letzten Bewußtsein „Einen Kuß!“ hervorrief. Königin Eliza-
beth von England flehte umsonst: „Alle meine Schätze für
eine einzige Minute“, während Frau von Staël königlicher
von ihrer Schönheit Abschied nahm: „Jetzt sind sie kalt, meine
geliebten Hände, jetzt sind sie schon ganz profan.“ Ihr gleich-
tat es Anna Boleyn, die sich noch einmal über ihren feinen
Hals strich, ehe ihn der tödliche Stahl durchschnitt. „Er war
so schön“, freichelte sie ihn, „er ist noch schön.“

Als dritte von den Frauen, die königlich starben, wie sie
lebten, sagte Sarah Bernhardt, die große Tragödin: „Ich
wollte wohl, diese letzte tragische Szene wäre schon zu Ende
gespielt. Doch hoffe ich, sie mit geziemendem Anstand durch-
zuführen.“ Nach diesen Worten verschied sie.

Ludwig Börne verließ auch in seiner letzten Stunde
nicht der ihm eigene Humor. Als am Morgen seines Todes-
tages der Arzt zu ihm trat, befahl den Sterbenden ein böse-
artiger Husten.

„Sie husten immer schwerer“, half ihm der Arzt.
„So?“ lächelte Börne unter Schmerzen. „Das ist doch
selbst, wo ich doch die ganze Nacht durch das Husten ge-
übt habe.“

Der bekannte Arithmetiker Laguy gab, als er im Sterben
lag, während der letzten sechsunddreißig Stunden auf keine
Frage eine Antwort. Vergebens bemühten sich die Umstehen-
den, ihn zum Sprechen zu bringen.

Da trat Maupertius an sein Bett: „Herr von Laguy,
wissen Sie noch die Quadratzahl von zwölf?“
„Hundertvierundvierzig“, lächelte Laguy müde und ver-
schied.

Mirabeau gab kurz vor seinem Tode dem Arzt seine
goldene Uhr.

„Nehmen Sie, lieber Freund!“ sagte er. „Die Uhr zeigt
die Zeit an, ich aber gehe in eine zeitlose Ewigkeit.“

Nicht so gut war Fürst Taillieyrand auf die Mediziner
zu sprechen.

Als er im Sterben lag, umstanden eine große Anzahl
Ärzte sein Krankenlager.

„Versuchen Sie, ob Sie noch husten können“, bat der
Leibarzt.

Taillieyrand versuchte es. Es mißlang.

„Und pfeifen?“

„Erlassen Sie mir den Versuch“, meinte da der Fürst
ärgerlich, „es könnte sein, daß es gelänge, und ich möchte
nicht, daß man sagt, ich hätte Sie, meine hochgelehrten
Herren, am Schluß der Komödie ausgepfeifen, obgleich Sie
es reichlich verdient haben.“

Friedrich V. von Dänemark verschied mit den schönsten
Sterbeworten, die wohl jemals ein Fürst aussprechen konnte:
„Auch nicht ein Tropfen Blutes klebt an meine Lippen.“

Zum Schluß noch eine weitere Anekdote, die sich in Eng-
land ereignete. Nach der Hinrichtung des Pastors Dodd er-
schien eine Broschüre: „Letzte Worte des Pastors Dodd.“
Das Buch fand großes Interesse, und die Auflagen
stiegen bald ins Unermeßliche. Der Erfolg ließ nun den Ver-
leger nicht ruhen, und er brachte nach wenigen Wochen einen
zweiten Band heraus. Unter dem Titel: „Weitere letzte
Worte des Pastors Dodd.“

find es die von unseren Muskeln und Gelenken ausgehenden
sogenannten kinästhetischen Empfindungen, die uns im Wach-
zustande über die Lagebeziehungen des Körpers und seiner
Glieder zueinander sowie zu seiner Umwelt orientieren,
und die Verührungs- und Druckempfindungen, welche uns
über die Beschaffenheit unserer Umwelt unterrichten und
auch während des Schlafes auf unser Gehirn einwirken und
damit wesentlich den Inhalt unserer Träume beeinflussen.

Vold begann seine Experimente mit Untersuchungen über
den Einfluß von Reizungen der unteren Gliedmaßen auf die
Gestaltung der Träume. Zu diesem Zwecke veranlaßte er
23 seiner Studenten unmittelbar vor dem Schlafengehen das
linke Fußgelenk unter dem Knöchel mit einem Band zu um-
binden. An sich selbst machte er natürlich immer die gleichen
Experimente. Durch das Band empfanden die entsprechen-
den Haut- und Muskel-Partien eine dauernde nächtliche
Reizung, hauptsächlich durch die leichte Abwärtsbeugung des
Fußes. Mit der Fußreizung waren natürlich auch leichte
Beinbeugungen, besonders im Knie, verbunden.

Eine schwierige Aufgabe der Versuchspersonen bestand
nun darin, nach dem Erwachen die Schlafslage des Körpers
genau beizubehalten, also sich nicht zu rühren, um vor dem
Aufstehen exakt feststellen zu können, welche Gelenk-, Muskel-
u. a. Reize während des Schlafes von den Beinen ausgingen.
Um sich außerdem genau darüber versichern zu können, ob
die Träume bzw. Teile von diesen auch wirklich von den in
der Versuchsnacht durch das Band ausgeübten Reizungen
herborgehört worden waren, hatte man Kontrollversuche in
der unmittelbaren Vorhergegangenen Nacht ohne Bandreizungen
gemacht. Ein Vergleich zwischen den Träumen aus der Kon-
trollnacht (also ohne Bandreizung) und der Versuchsnacht er-
gab, daß letztere rund 2½ mal mehr auf Bewegungsempfin-
dungen in den Füßen und Unterschenkeln beruhende Traum-
vorstellungen enthielten als sonst die Normalträume. In der
Versuchsnacht zeigte sich bei fast allen Versuchspersonen das
Vorherrschen von Vorstellungen über aktive Fußbewegungen
der eigenen oder einer anderen Person, d. h. der Traum ent-
hielt viel Bilder, in denen ein Sitzen, Stehen, Gehen, Laufen
oder Kriechen vorkam, sowie auch von passiven Bewegungen,
so z. B. vom Fahren und Reiten und von sonstigen mit
Fußbewegungen verknüpften Tätigkeiten. Wir sind
deshalb wohl berechtigt, die durch die Umbindung der Fuß-
knöchel in der Versuchsnacht hervorgerufene Reizung der
unteren Gliedmaßen als die Ursache dieser Zunahme an Be-
wegungsvorstellungen im Traum anzusehen.

Dieser Schluß wird durch die Beobachtung bestätigt, daß
bei jenen Versuchspersonen, deren Band sich während des
Schlafes verschoben hatte, um die Hälfte weniger Traumvor-
stellungen, die sich auf Fußbewegungen bezogen, vorkamen.
Daß übrigens auch in den zum Vergleich herangezogenen
Normalträumen der Kontrollnacht Traumbilder auftraten,
die auf Muskel- und Hautempfindungen in den unteren
Gliedmaßen zurückzuführen sind, wird uns sofort verständlich,
wenn wir uns erinnern, daß ja unsere Füße durch Lagerung
z. B. in Lagerung im Schlafe immer bestimmte Verührungs-
und Druckreize empfangen und in bestimmte Haut- und
Muskelspannungen gelangen, die natürlich auch entsprechende
Haut- und Muskelempfindungen auslösen und damit den
Anlaß zur Entstehung von entsprechenden Traumvorstellungen
geben. Tatsächlich konnte bei all den Normalträumen, die
eine stärkere Zahl von geträumten Fußbewegungen als
andere Normalträume zeigten, unmittelbar nach dem Er-
wachen festgestellt werden, daß die Beine irgend eine sonder-
bare Lage einnahmen, z. B. die Knie- oder Fußgelenke ge-
beugt oder nach dieser oder jener Richtung hin gedreht waren.

Ähnliche Versuche hat Vold mit den oberen Gliedmaßen
gemacht, um festzustellen, in welcher Weise die von diesen
ausgehenden Haut- und Muskelempfindungen auf die Ge-
staltung der Traumbilder einwirken. Zu diesem Zwecke ließ
er seine Versuchspersonen (bald an einer Hand, bald an bei-
den Händen) leberne Knopfhandschuhe nachts tragen. Bei
80 Prozent der Versuchspersonen zeigten sich nun Träume,
in denen Handbetätigungen besonders stark auftraten. Ge-
träumt wurden folgende Betätigungen: Ergreifen und Ver-
teilen von Gegenständen, Heben von Gegenständen und Per-
sonen, Hantieren mit allerbhand Dingen, Händeklatschen,
Händewaschen, Begrüßung durch Handreichen, Handverleihen,
Klettern unter besonders starker Benutzung der Hände, Ru-
dern usw. Der Handschuhreiz hat demnach dieselben motori-
schen Traumreize für Hände und Arme erzeugt wie der
Bandreiz für Füße und Beine, nur in einer der Eigenart der
Hände angepaßten Weise.

Waltherspiel saß mit dem Vater an dem runden Esstisch in der Halle. Wieder stand der alte Ungarwein vor den beiden. Erika stand an der Tür, die zur Veranda führte. Sie blickte auf den Park hinunter, dessen Wipfel in der Abendsonne flammten. Die Luft war lau und köstlich wie ein Bad.

Sie vernahm die Stimme Waltherspiels und wurde von ihr eingelullt. Sie fühlte einen süßen Strom durch ihre Adern rinnen. Sie wußte: Jetzt umspinnen seine Augen dich. Alles schrie in ihr danach, sich umzudrehen... seinen Blick zurückzugeben. Aber sie blieb stehen. Regungslos. Nur ihr Herz ging schneller. Bis in alle Fingerspitzen fühlte sie den Schlag. Und ein leiser Stolz war in ihr wach. Der Triumph der Frau: sie wußte, daß sie ihm gefiel. — —

Vor dem Essen gingen sie noch einmal durch den Park. Als sie über die Terrasse schritten, merkte sie, daß ihr die Dahlie aus dem Gürtel glitt. Waltherspiel ging hinter ihr. Er bückte sich. Wieder steckte sie diese in den Gürtel.

Später dann — —
Als sie in den Teil des Gartens kamen, wo die Baumbestände dichter wurden, hatte der Domänenrat gebeten: „Schau mal nach dem Essen, Härzchen.“

„Also ging sie vor. Alles stand im Speisesaal bereit. Sie wartete. Sie plauderte mit Stobenhoff. Eine Viertelstunde ging dahin. Eine zweite. Endlich kam Labuhn. Seine Hand lag in dem Arm von Waltherspiel.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte er. Die drei Herren blieben stehen, solange, bis die Dame Platz genommen hatte. Labuhn ließ seine Blicke um die Tafel schweifen. War es Zufall oder sah er Erika mit Absicht länger an... länger und sehr ernst.

„Dr. Waltherspiel verweist. Unbestimmt wie lange. Wir werden ihn vermissen — was?“

Sie nickte nur. Sie schwieg. Sie hielt den Kopf gesenkt. Niemand sollte sehen, wie ihr alles Blut aus dem Gesicht gewichen war. Sie zitterte. Da war es... waren Angst und Traum von heut' morgen wieder. Also er fuhr fort... Fort wie lange? Wochen etwa. Oder für die Dauer. Fuhr vielleicht schon morgen früh. Wohin? Warum? Trieb sie ihn nicht selber fort mit ihrem dummen Stolz... mit ihrer Angst, mit der Angst, daß sein Verdacht ihn ihr unmöglich mache? Und was sollte weiter werden? Wann würde man sich wiedersehen? Wann — wann?

Eine Schwärmschar trüber Fragen schwirrte durch ihr Hirn. In ihren Ohren rauschte es. Wie von ferne hörte sie die Stimme ihres Vaters, Waltherspiels und Stobenhoffs. Wovon sprachen sie? Von Dingen, die ihr wesen- und bedeutungslos erschienen.

„Darf ich abfertigen, gnädiges Fräulein?“ Der Diener stand an ihrer Seite... fragte leise.

Erika fuhr auf. Sie nickte heftig. Der Diener nahm den Teller fort. Sie blickte nach dem Vater. Da drohte ihr der Vater lächelnd mit dem Finger.

„Prost, mein Härzchen. Trink mal einen Schluck. Das regt die Magenerven wieder an.“

Endlos zog sich heut' das Essen hin.

Labuhn ließ Sekt servieren. Er schien besonders guter Laune. Scherzte mit dem Hauptmann Stobenhoff. Sprach sehr angeregt mit Waltherspiel von dessen Reisen. Trank ihm zu. Seinem „lieben Freunde“. Waltherspiel verneigte sich. „Danke, Herr Domänenrat. — — Darf ich auf Ihr Wohl mein Glas erheben, gnädiges Fräulein?“ Die Stimme Waltherspiels klang frei und unbekümmert. Er ahnte nicht, daß ich leide, dachte Erika... Wäre es nur erst... wäre es nur erst vorüber...
* * *

Es war vorbei.

der Halle stand der Portwein und der Mokka. Die der Terrasse war noch offen. Lau und schwer von Blumendüften zog die Abendluft herein. Labuhn stand an der Tür. Er blickte in den Park. Ganz langsam schlürfte er den Kaffee. Erika sprach draußen mit dem Diener. An dem runden Esstisch saßen Waltherspiel und Stobenhoff.

Da ging die Tür. Erika kam wieder in die Halle. Sie ging zu ihrem Vater, um ihm seine Tasse fortzustellen. Er sagte, als sie dicht an seiner Seite war: „Ich will noch ein paar Schritte in den Park. Möchtest du mich nicht begleiten, Kind?“

Wieder hatte er das sonderbare Lächeln in den Augen.

Als sie außerhalb des Lichtscheins waren, der vom Hause auf den Kiesweg fiel, hob Labuhn die Hand... zärtlich strich er über Haar und Schultern Erikas.

„Hast du mir denn nichts zu sagen, Liebster?“
Erika blieb stehen. Sie zitterte am ganzen Körper. Sie umschlang den alten Herrn.

Dicht zog er sie an sich heran. Küßte ihr die Stirn. „Denkst du denn, ich weiß nicht, wie es steht. Es war kaum nötig, daß sich Waltherspiel vorhin erklärte. Ich habe mir schon lange allerlei gedacht. Und — ich hab' mir deine Augen angesehen. Die lügen nicht. Und die seinen auch nicht. Etwas muß ich noch fragen. Brauchst nur ja und nein zu sagen: Ist das letzte Wort schon zwischen euch gesprochen?“

„Nein.“

„Und — bist du dir ganz klar darüber, was du für ihn läufst? Klar bis in die letzten Konsequenzen, Erika?“

„Ja, Vater!“

„Dann ist alles gut, mein Mädel. Und nun hab' Geduld. Waltherspiel muß ein paar Tage fort. Es ist noch eine erste Angelegenheit zu ordnen. Er hat sich mit mir ausgesprochen. Alles wird ins rechte Gleis kommen. Also hab' Vertrauen, Mädel... Gottvertrauen, Erika — — und Mut. Wüßtest du?“

„Ja, Vater.“

„Na, dann komm' nur.“

Sie blieb stehen.

„Was denn?“

„Vielen Dank.“

„Quatsch, Margellchen. Ich freue mich nur, daß du den richtigen findest.“

Er ließ sie los. Hatte dann beim Weitergehen wieder ein. Langsam schritten sie vom Garten nach dem Haus. Als sie an die Tür der Halle kamen, rief Labuhn:

„Gieber Doktor... Wenn ich bitten dürfte, einen Augenblick.“

Waltherspiel sprang auf. Mit leichten, schnellen Schritten kam er näher.

Wieder schritt Labuhn dem dunklen Garten zu. An dem ersten Kreuzweg blieb er stehen. Er sagte: „So, jetzt werdet ihr allein gehen wollen. Ich glaube, lieber Doktor, daß Sie meiner Tochter einiges zu sagen haben.“ — —

18.

Schweigend schritten beide durch den Garten. Waltherspiel zur Linken Erikas. Sie hatte das Gesicht gehoben und dem Abend hingegeben.

Immer mehr entfernten sie sich von dem Haus. Die Einsamkeit gewann an Kraft und an geheimnisvollem Leben. Duft und Frühling hingen in der Luft. Unter Büschen von Springen halb versteckt stand eine Bank. Im Silberdunst des Mondes lagen der Rasen und die ersten Blumen.

Waltherspiel blieb stehen. „Wollen wir hier bleiben?“ fragte er.

Sie nickte. „Ja — hier ist es schön.“

Sie setzten sich.

Eine Weile blieb er still. Der Abend war gefallen und warf dunkle Schatten über Bäume und den Rasen. Der ferne Horizont verschwand in grauem Dunst. Ein großer goldener Stern stand an dem Saum des Himmels und begann zu funkeln.

Die Zeit verrauschte wie ein klarer Bach.

Waltherspiel hob plötzlich seinen Kopf. Er wollte etwas sagen. Sekte an. Die Stimme bröckelte... zerbrach.

„Lassen Sie, mein Freund. Müssen noch die Rippen sprechen, was die Herzen wissen?“

„Nein.“ Sein Atem zitterte. Er sah sie an.

(Fortsetzung folgt)

Der große Arzt des Mittelalters Haller fühlte sich selbst den Puls bis zu seinem letzten Schlag.

„Noch schlägt er“, zählte er, „noch — noch — aber schwächer — jetzt stockt er.“
Und damit verschied er.

Wilhelm Busch, der Philosoph des Humors, tröstete am Sterbebett seine Freunde und nächsten Verwandten mit den Worten: „Meine Lieben, Ihr werdet über mich so viel weinen, wie Ihr schon über mich gelacht habt.“
*

Frauen, Farben, Töne.

Drückt sich der Charakter der Frau in der von ihr bevorzugten Farbe aus?

Von Günther Erlenbed.

Daß zwischen der Frau und der von ihr bevorzugten Farbe ein gewisser geheimnisvoller Zusammenhang bestehe, war schon im Altertum eine weit verbreitete Ansicht. In unserer Zeit, die mit den Farben einen besonderen Kult treibt, tritt diese mythische Verbindung besonders hervor; daher wird das gegenseitige Verhältnis zwischen der Frau und der von ihr mit Vorliebe getragenen Farbe eifriger als je studiert.

Auch die Farben sind der Mode unterworfen; ihre bis heute noch ungeschriebene Geschichte würde uns ein glänzendes Beispiel für die Entwicklung des Charakters der Frau im Laufe der Jahrhunderte geben und ferner zeigen, wie die verschiedenen Zeitverhältnisse auf die Veränderung der Farbenmode von Einfluß waren. Man denke nur an das Scharlach und Gold der Zeit Ludwigs XIV., an die zarten Watteau-Töne der Epoche Ludwigs XVI., an das blutige Rot der Revolution.

Die Farbe, die jemand bevorzugt, wird immer als Ausdruck seiner inneren Wesens gelten können. Wie kommt es zum Beispiel, daß junge Mädchen früher fast ausschließlich Weiß trugen, heute dagegen so gut wie gar nicht mehr. Alle Farben sieht man bei ihnen, Blau, Blaugrün oder Orangefarben, schreiendes Gelb oder flammendes Rot, aber Weiß fast überhaupt nicht. Sollte das nicht mit der einschneidenden Veränderung im Charakter des jungen Mädchens, wie wir sie im Laufe der letzten drei Jahrzehnte haben beobachten können, in Verbindung stehen? Ein größerer Gegensatz als zwischen dem stolzen Mädel von 1929 und der sittamen jungen Dame um die Jahrhundertwende ist doch schwerlich denkbar.

Sonore de Balzac, der das Verhältnis zwischen Frau und Farbe sehr eingehend untersucht und wohl als Autorität auf diesem Gebiete gelten kann, kam zu nachstehenden Ergebnissen, die interessant genug sind, um hier wiedergegeben zu werden.

Danach stehen alle Abstufungen von Grün Frauen mit frischer Farbe gut; es ist die Lieblingsfarbe zufriedener, aufgeweckter Menschen.

Bla tragen fast nur Frauen, die einst gut ausgesehen haben, deren beste Zeit aber vorüber ist und die sich nach ihren ehemaligen Triumpfen still zurückgezogen haben.

Hellblau ist dagegen die Farbe der schönen Frau. Es paßt für jedes Alter: Für das Kind, dem man ein blaues Band durch die Locken fließt, wie für das junge Mädchen, das mit Vorliebe diese Farbe trägt; für die junge Frau, die ihr Kleid damit verzärtelt, und schließlich sogar für die Schlafmutter der Großmutter. Frauen, die Blau wählen, sind gewöhnlich vom sanftesten Charakter, naiv und unschuldig. — Die gleiche Art Frauen trägt Perlgrau, wenn sie unglücklich sind oder trauern, so daß heitere Farben den Reiz für sie verloren haben, während sie sich zum düsteren Schwarz noch nicht entschließen können.

An der Vorliebe für Rosa erkennt man die glücklich veranlagte, aufgeweckte Frau von fröhlichem, lebenslustigem Sinn, geistreich und liebenswürdig. Solche Frauen sind

angenehm im Verkehr, stets guter Laune, zärtlich und treu.

Frauen, die gern ins Auge fallende, schreiende Farben tragen, kann man mit ziemlicher Sicherheit als launenhaft, streiftüchtig und eigenförmig bezeichnen. Auch denen, die viel von Violett halten, geht man am besten aus dem Wege. Sie sind meist oberflächlich und unzuverlässig.

Frauen, die sich stets schwarz kleiden, soll man meiden. Mit Recht gilt Schwarz als die kabbalistische Farbe. Nur Personen, die sich gern finstern, unheilbrütenden Gedanken hingeben, können sich dauernd in Gewänder dieser Farbe hüllen.

Weiß ist die Farbe der charakterlosen Frau; die es häufig bevorzugen, sind fast immer töfett.

So weit Balzac.

In manchen Punkten kann man ihm noch heute beipflichten; z. B. darin, daß er Weiß als Merkmal der Charakterlosigkeit bezeichnet. Ohne Zweifel hat sich der weibliche Charakter in den letzten drei Jahrzehnten außerordentlich entwickelt, und das stimmt sehr gut zu dem oben Gesagten, daß heute so wenig Frauen, vor allem junge Mädchen, Weiß bevorzugen. Doch wie steht es mit der Kofetterie? Die müßte ja dann auch aus der Welt verschwunden sein! Und das stimmt denn doch wohl nicht so ganz.

Eigentümlich ist der enge Zusammenhang zwischen Farben und Tönen. Man spricht von harten und weichen, ja von schreienden Farben; es gibt Farbenharmonien und -lymphonien, ja sogar ein Farbenklavier. Das gelbe, feurige Rot läßt an eine Fanfare denken; Rosa erinnert an zarte, leise, Hellblau an schmelzende, weiche, Lila an wehmütige Klänge. Und wie die moderne Musik heute unendlich viel mehr, bis an die Disharmonie streifende Klangkombinationen kennt als die frühere, so sieht man in der modernen Frauenkleidung Farbenzusammenstellungen, die ehemals undenkbar waren.

Die Chemie hat eine Anzahl neuer Farben, vornehmlich für die vegetabilischen Stoffe (Baumwolle, Kunstseide, Leinen) geschaffen und zugleich mit den Indanthrenfarben eine Echtheit erreicht, die wirklich unübertroffen ist. Dem indanthrenfarbige Stoffe sind außerordentlich farb- und lichtecht, tragen also selbst Sonne und langem Gebrauch, wodurch sie den eigentlichen Sieg der Farbe sicherten. Zugleich entstanden die vielen Farbensorten. Einst war Blau eben Blau und Grün Grün. Fragt man heute nach Blau, so hat man die Wahl u. a. zwischen Lichtblau, Nachtblau, Elektrischblau, Türkisblau, Pastellblau, Delfter Blau, Reynolds-Blau und „Blen“ mit seinen zahllosen Unterarten, alle in französischer Bezeichnung — dann machen sich die verschiedenen Töne noch mal so gut. Ähnlich ist es bei den anderen Farben. —

Die einerseits kompliziertere, andererseits differenziertere Frau von heute besitzt damit früher ungeahnte und oft vermehrte Möglichkeiten, sich zu schmücken und — damit dem aufmerksamen Beobachter ihr Wesen und ihren Charakter zu verraten.

Künstlich erzeugte Träume.

Von Professor Dr. M. S. Baer-Oberursel.

Fahrtausende lang war der Traum Gegenstand einer rein spekulativen Behandlung und gab häufig den Boden ab für allerlei Phantastik des Denkens und abergläubische Vorstellungen. Erst in neuester Zeit ist man dazu übergegangen, auch die Traumvorgänge mit den Mitteln exakter Forschung zu untersuchen, und dabei spielt auch das Experiment eine große Rolle. So hat man z. B. gegen das Fenster des Schlafsaums kleine Steinchen geworfen. Der Gehörreiz, der dadurch entstand, löste bei den Schlafenden den Traum von einem Gefecht aus, in dem fortwährend Schüsse fielen. Ein anderer wurde im Schlaf leicht mit einigen Tropfen Wasser bespritzt, und er träumte von einem gewaltigen Regenschauer. Wieder einem anderen hielt man eine stark duftende Rose unter die Nase, und im Traum bewegte er sich in einem wunderbaren, blütenreichen Garten.

Was hier nun in mehr gelegentlichen Experimenten als Beweis dafür erbracht werden konnte, daß während des Schlafes dem Gehirn zugeführte Sinnesreize Träume erzeugen, ist von dem verstorbenen norwegischen Psychologen Mourich Vold in fein erdachten und mit peinlichster Sorgfalt durchgeführten Versuchen einer ganz systematischen experimentellen Erforschung unterworfen worden. Schon die Traumforschung früherer Zeiten waren auf den Zusammenhang aufmerksam geworden, der zwischen Schlaf und Trauminhalt besteht. Man wußte schon, daß jede Lageänderung im Schlafe zugleich ein neues Traumbild schafft. Dieser Umstand beruht darauf, daß wir auch während des Schlafes — und zwar um so eindringlicher, je leichter der Schlaf ist — Eindrücke von unserer Körperlage erhalten; jeder neue Eindruck bringt neue Vorstellungen und Gruppierungen von solchen hervor und ändert damit das Traumbild. Vor allem